

Schriftliche Ergänzung zur künstlerischen Diplomarbeit

von Linda Berger

Linda Berger

Universität für angewandte Kunst Wien
Institut für Bildende und Mediale Kunst
Abteilung Grafik | Druckgrafik

Betreut von Univ. Prof. Jan Svenungsson
Sommer Semester 2014
Matrikelnummer: 0874004

Grafische Gestaltung: Tina Greisberger

KRAUL MIR DEN PELZ, *BABY*

Juni 2014

Was nicht kommuniziert wird, ist nicht, und je mehr etwas kommuniziert wird, desto mehr ist es.
(Vilém Flusser)¹

1 Flusser, Vilém:
Die Revolution der
Bilder, Bollmann,
Mannheim, 1995, S.8

Der Anfang. Ein weißes Blatt Papier. Schwarze Tusche. Etwas unterhalb der horizontalen Mitte, etwas rechts von der vertikalen Mitte beginne ich, zu stricheln. Kleine schwarze Striche, ziemlich viel mit einmal Eintauchen, circa zweihundert, formen sich zu einem Haufen wie ein Berg mit einer Spitze, die letzten Striche werden kürzer, ich spüre schon, dass sich die Tusche in der Feder zu Ende neigt. Der Haufen ist offen zu allen Seiten, die Striche haben einen Abstand von drei bis fünf Millimetern, nicht geordnet. Noch keine Form im Kopf.

Der Strich als Gestalt einer Idee.

Direkte Verbindung von Arm, Hand, Feder, Papier. Auf dem Blatt fängt alles an.

Ich tauche eine andere Feder in das Fässchen, die Spitze ist bereits benutzt, stumpfer, die Striche werden breiter. Ich zeichne sie dichter aneinander, die Fläche wird dunkel.

Das Fass steht offen neben mir auf dem Papier, nur eine Unaufmerksamkeit und es könnte umfallen. Der Tuschestrich ist variabel. Anders als bei einem Stift oder Kugelschreiber kann ich mit der Spitze spielen, sie drehen, mit der Vorder- oder Rückseite der Feder zeichnen. Durch schnelles oder langsames Stricheln die Form des einzelnen verändern, den Anfang des Strichs dicker als sein Ende machen, fast wie ein Tropfen, wenn man ihn vergrößern würde.

Ich setze eine neue Feder auf den Federhalter, der Strich ist sagenhaft anders. Anscheinend aufmerksam tunke ich die Feder in die Tusche. Durch die glatte ungebrauchte Oberfläche haftet sie nicht, und bevor ich noch den ersten Strich setze, tropft ein schwarzer Fleck aufs Papier. Die Feder zeichnet nicht so, wie ich will. Sie kratzt und hält die Tusche fest, es dauert ewig, bis sie meine Zeichnung annimmt, es macht mich etwas aggressiv, ich zeichne viel zu fest und verletze das Papier. Natürlich bringt das nichts, ich lass mich trotzdem provozieren. Irgendwann hab ich sie. Es läuft.

Wie die Zeit vergeht, ohne dass die Zeit vergeht.

Protokollarische Notizen, Gedanken während des Zeichnens, ein Einblick in die paar Monate intensive Zeichenphase entsteht. Die Bemerkungen, die ich hier aufschreibe, bleiben Fragen, subjektive Spekulationen und Ansichten, auch wenn sie als Behauptung überkommen.

Es sind Gedankenüberwucherungen.

Manche bedecke ich mit anderen, es können nie alle sichtbar werden. Natürlich ist es so, dass mir die Zeichnungen nicht aus dem Kopf gehen, wenn ich den Zeichenprozess unterbreche. Trotzdem werde ich in meiner Niederschrift nur die Impulse sichtbar werden lassen, die ich letztendlich während des Zeichnens bekomme. Es gibt Zeiten, in denen ich nicht nur selber denken kann. Da ich nicht in einem hermetisch abriegelten Raum sitze, sind meine Gedanken durch unterschiedlichste Einwirkungen, die ich teil-

weise selbst auswähle oder die passieren, gesteuert und beeinflusst. In der Nachbearbeitung der Aufzeichnungen habe ich die Sätze teilweise ausformuliert, um ein besseres Verständnis dieser zu bekommen, oder auch als Gedankenketten und einzelne Gedankenworte stehen lassen.

Ich zeichne eine Form wie eine Schlange. Hebe die Form hervor, an den Rändern Verdichtungen. Es ist ein Tunnel. Ich denke an Tausendfüßler. So Dicke, Eklige, schwülstig und dunkel –

Ein leiser Gedanke von Rache überfällt mich. Es ist kein schöner Moment. Ich merke gar nicht, wie ich zeichne, und zeichne diese Form zu lang, zu stark in den Gedanken und jetzt ... darüberzeichnen. Neu und anders. O. k.
Raus aus dem Tunnelgedanken.

Ich halte die Feder weiter oben am Griff. Der Strich wird härter, ebenso dünn, mehr Druck, nicht so gleichmäßig. Es kratzt auf dem Papier. Mit einem Eintauchen bekomme ich nicht sehr viele Striche hin. Die Feder ist in steilem Winkel auf das Papier gerichtet, die Striche bekommen eine Richtung.

Aufgeschnappt: *Artistically Screenshot*. Mit dem Gedanken bin ich hergekommen, ich denke: Artistic Snapshot.
Mache Musik an. Vom Hundertstel ins Tausendstel.
Meisterin des Reinsteigerns. In meinen Gedanken ist etwas, was zu viel Platz einnimmt. Wenn ich es nicht ausspreche, dann löst es sich vielleicht auf. Ganz naiv.

Einsame Momente des Zeichnens. Ich versuche, jemanden anzurufen. Niemand da.

Akzeptiere die Einsamkeit. Ich beginne, sie anzunehmen, zu bedenken, zu genießen. Ich konzentriere mich darauf, nichts zu denken, gedankenlos sozusagen.

Gedachtes Nichts.

Gequirlte Scheiße. Ignoranz. PAH!

Eine Form wird sichtbar. An verschiedenen Orten füge ich Striche zu einem Haufen. Verbinde diese Flächen wiederum miteinander. Es geht mir jetzt um die Proportion und ein Gleichgewicht, Einheit und Vielfalt. Wenn ich das Blatt aufhänge, einige Meter davon entfernt stehe, wird es klarer. Ich mache ein Foto. Dann klebe ich wieder mit der Nase auf dem Papier.

Variationen für eine Millisekunde.

Ich stelle mich auf einen Tisch und blicke von oben herab auf das Bild. Ich bestimme, was passiert. Es sieht anders aus. Ein Wirbel. Ein Netz hält einzelne Flächen zusammen. Irgendwas passt mir nicht. Ich denke anders darüber, bin mir noch nicht im Klaren, was das wird.

Was wird aus der Leere des Raumes, aus den fehlenden Stellen auf dem Papier?

Die Flecken und Löcher, das Fehlen einer Ausfüllung von Hohlräumen und Zwischenräumen.

Die Leere ist vielleicht mit dem Eigentümlichen des Ortes verbunden und darum kein Fehlen, sondern ein Hervorbringen.

Die Sprache gibt uns einen Wink: *Im Zeitwort ‚leeren‘ spricht das ‚Lesen‘ im ursprünglichen Sinne des Versammelns, das im Ort waltet. Das Glas leeren heißt: es als das Fassende in sein Freigewordenes versammeln.*

Die aufgelesenen Früchte in einen Korb leeren heißt: ihnen diesen Ort bereiten.

Die Leere ist nicht nichts. Sie ist auch kein Mangel. In der plastischen Verkörperung spielt die Leere in der Weise des suchend-entwerfenden Stiftens von Orten.

Die Wahrheit als die Unverborgenheit des Seins ist nicht notwendigerweise auf Verkörperung angewiesen.

Goethe sagt: *„Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.“*²

² Vgl., Heidegger, Martin: Die Kunst und der Raum. L'Art Et L'Espace, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 2007, S.12-13

Dominanz des Nichtgestaltens.

Was wir sehen, ist auch individuell verzerrt, je nachdem, was unsere persönlichen Bedürfnisse oder eigenen Vorstellungen uns zeigen.

Shitty, die Zeichnung sieht aus wie ein Hühnchen. Ich ändere das!
Oh Mann, ich kann das echt verkacken, brauch eine Pause ...

Ich denke daran, wie man ein Bild sehen kann, was daraus lesen, wie beschreiben auf eine verständliche Art.

3 Vgl., Liessmann, Konrad Paul: Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen, Paul Zsolnay Verlag, Wien, 2010, S.73

Was immer sich in der Zeichnung ausdrückt, kann man nur mit der Zeichnung ausdrücken. Adorno hat es mit diesem Ausspruch auf die Spitze getrieben: *Die Werke sprechen wie Feen in Märchen: du willst das Unbedingte, es soll dir werden, doch unkenntlich.*³

Hinter mir blitzt es sehr hell, jemand schweißst. Es wird kalt, die Fenster sind oben undicht, es zieht und wird immer kälter. Die alten Efeublätter, die vor Jahren in den Raum gewachsen sind, wackeln im Wind. Es nervt mich.

Ich bewege mich auf dem Blatt Papier weiter nach links, dort ist es noch so leer, beginne mit schwarzer Tusche. Nein, Blau, Taubenblau. Wenn man versucht, an etwas Bestimmtes zu denken, wird es nichts Bestimmtes, nur Allgemeines, Banales, eine Suppe, Matsch, grau, unkonkret.

Warum gehen denn als für perfekt empfundene Zustände vorbei? Und warum ist das Gefühl so scheiße und unerträglich, wenn das scheinbar (mal wieder) so gut erdachte Konstrukt zerbröselt? Ich sollte ab jetzt nur noch rational denken und handeln. Gut und Schlecht abwägen, der Vernunft nachgehen. Emotionales Desaster. Ich komm nicht raus aus meiner Haut. Befreie mich, was auch immer. Kunst gegen Kummer und für emotionales Flachland. Ist doch irgendwie nicht das Meine, ich finde es so gut, auf Berge zu steigen. Doch, es lohnt sich! Es lohnt sich alles.

Ich arbeite ja auch mit dem Gefühl, jeder arbeitet mit seinen Gefühlen.

Ich höre mir jetzt an, was andere dazu sagen:

Emotionen können geschickt eingesetzt, vorgetäuscht oder aufgeführt werden.

Kann ich also die Emotion als Werkstoff betrachten, der existiert, den man bearbeiten kann?

Bewegungen und Empfindungen kann man beeinflussen wie einen Rohstoff, wie ein Material, das verändert wird oder das selbst verändert. Erstmal ist die Emotion da, ohne Kontrolle.

Was ein Charakteristikum davon ist, ebenso irritierend.

Sie ist als Rohform nicht in Worte zu fassen, läßt sich nicht beeinflussen, es bricht einfach so aus uns heraus. Was sich den Gedanken entzieht, was die Vorstellung übersteigt, was man rational nicht mehr versteht.⁴

4 <http://www.arte.tv/de/philosophie-gefuehle/2235124,CmC=2727798.html>,
Sendung vom
31.5.2009, gesehen
am: 25.4.2014

Ich bin mir selbst zu viel. Würde am liebsten zwischen die Striche ins Bild schlüpfen und mich verkriechen. Kann die Gedanken immer noch nicht formulieren. Bin nur noch Werkzeug – ich zeichne weiter.

Gedanken vom Tod. Wichtigkeiten verteilen.

– Probleme –

Gerade war eine Freundin hier. Sie hat mir etwas erzählt, was mich sehr bewegt hat.

Wie relativiert sich plötzlich alles, wenn man hört, dass eine Person einfach so die Treppe runterfällt und stirbt! Einfach so.

Aus.

(Gedankenpause)

Und was ist das Eigene für ein Drama, mit diesem Emotionschaos in einem drinnen. Nichtigkeiten.

Passieren.

Wissen von der Zeit. Der Tod bringt den Menschen mit der Zeit einfach nicht zurück. Vielleicht ist das Leben gleich vorbei, was sind meine Probleme wert, wenn ich doch weiß, dass es mit der Zeit besser wird. Es wird besser. Drehe am Zeitrad. Es wird besser, und dann ist es wieder gut. Ich manipuliere das Zeitrad, will schneller drehen. Und nur noch über wichtigere Dinge nachdenken, was gehört der Gegenwart, was gehört ins Jetzt.

Ein Anruf in Abwesenheit. Ich hab's nicht gehört. Jetzt ist es zu spät.

Kleine schwarze Ameisen kriechen über pastellfarbene Gräser.

1/2 Stunde später: extrem mühsam.

Ich denke an die Aussprache bestimmter Personen und einzelner Wörter.

Schmunzle.

Mit Sprache wird ein Gegenstand erzeugt. Das Wort ist der eigentliche Gegenstand?

Ein Text von Wittgenstein interessiert mich:

„Es ist doch sinnvoll zu sagen, was ich sehe, und wie könnte ich das besser tun als dadurch, daß ich das, was ich sehe, für sich sprechen lasse.“

Doch die Wörter „Ich sehe“ in unserem Satz sind überflüssig. Ich will nicht zu mir selbst sagen, daß ich es bin, der dies sieht, [...] unmöglich, daß ich nicht dieses sehe.

Es ist, als ob der Satz die bestimmte Farbe, die ich sah, aussonderte; als ob er sie mir darreichte. Es scheint, als ob die Farbe, die ich sehe, ihre eigene Beschreibung sei.

Man kann also eine bestimmte Aufmerksamkeit auf etwas richten. Was man sieht oder fühlt, ist wie ein Muster (Symbol), wovon aber kein Gebrauch gemacht wird. Dann sind die Wörter im Satz nicht so wichtig, denn sie beschreiben mir nur das Muster. In Wirklichkeit spreche ich nicht über das, was ich sehe, sondern zu dem, was ich sehe. Beim Betrachten durchläuft man einen Prozess, es sind Handlungen der Aufmerksamkeit. Es erweckt den Anschein, dass wir Gebrauch von einem Muster machen. Dann ist es auch ein Irrtum, zu glauben, eine hinweisende Definition sagt etwas über den Gegenstand aus, auf den die Aufmerksamkeit gelenkt ist.⁵

5 Vgl., Wittgenstein, Ludwig: Das Blaue Buch. Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch). Suhrkamp, in: Ludwig Wittgenstein, Werkausgabe Band 5, 1984, S.268

Also sehen wir die Dinge nicht selber, sondern meistens nur die ihnen aufgeklebten Etiketten.

Was wir daraus machen, sind das unsere Wünsche und Vorstellungen?

Wir betrachten Material und Materie, die Realität. Sie hat eine Form: das Bild. Es verbirgt nicht, was es ist. Es ist das Machwerk des Schöpfers und des Betrachters, also gleichzeitig das Vorgegebene und das, was verarbeitet werden kann.

Und es verbirgt nicht, was es verbirgt.

Ein Ausschnitt, eine Andeutung, etwas, was über das Bild hinausgeht.

Immanuel Kant sagt:

*Das Bild ist ein Produkt des empirischen Vermögens der produktiven Einbildungskraft.*⁶

Vergeistigung von Materie.

Schlafende Schöne. Meine Striche haben sich zu einem Gesicht geformt, schlafend. Schön.

Mein Arm schwebt und die Hand fliegt übers Papier.

Tiefschwarz. Ganz kleine schnelle Striche, so schnell, ich kann nicht mitzählen. Ich denke den Rhythmus.

Keine Richtung. Nichts ist gleichmäßig.

Kekse mit Schokolade. Tusche kleckst auf das Papier.

Mit meinem Ärmel wische ich die vielen Keksbrösel vom Blatt, verwische diesen Fleck. Jetzt sieht es aus, als ob eine Sternschnuppe quer übers Papier geflogen ist.

Das gibt eine neue Richtung vor.

Ich werde das überzeichnen und überlege, was Zufall ist.

⁶ <http://www.youtube.com/watch?v=Ox2rNd80-4>, Sendung vom 20.10.2008, gesehen am: 25.5.2014

Ich höre auf das Pfeifen des Windes. Es ist unheimlich garstig draußen – Heulen ist ein besseres Wort, der Wind heult durch die undichten Fenster. Richtig laut.

Ich streiche das Papier mit der Feder. Es klingt weich. Die Striche sind dünner als zuvor, alle ungefähr gleich lang, alle ungefähr eins Komma drei Zentimeter. Aneinandergereiht, geschichtet.

Homogen. Fläche füllen.

Ich schaue auf die Striche und beobachte mich beim Zeichnen. Jeder Strich ist so schnell da, wird schnell zu diesem Geflecht von vielen, ist wichtig. Ein Strich, dieser ist der Wichtigste, der Beste. Irgendwann verschwindet er irgendwo zwischen den anderen. Die Striche schlagen Wellen.

Was ist denn der Zufall?

Es ist ein gleichzeitiges Aufeinandertreffen von Kausalketten, an deren Schnittstellen sich unabsichtlich jemand befindet. Wichtig ist, dass Zufall von dem abhängt, was man erwartet oder als Grund voraussetzt.

Ich höre mir eine Sendung auf YouTube an.

Ist der Zufall nur ein Ausdruck eigener Unwissenheit? Das ist eine schwierige Frage: Wir unterscheiden Aberglaube und Wissen.

Zufall ist ein Wort ohne zielgerichteten Sinn, ohne Ursache kann nichts existieren. Das heißt, wir kennen die Ursache nicht, aber suchen einen Sinn in dem, was passiert. Deshalb

betrachten wir den Zufall als Umschreibung einer Ursache. Aber wir wollen noch mehr wissen, nicht nur die Ursache, sondern einen Grund. Dann wird aus Zufall schicksalhafte Bestimmung.

Muss denn hinter allem eine Notwendigkeit stehen? Weil es uns unsinnig erscheint, weil wir Veränderungen in unserem Leben meistens als Notwendigkeit sehen und es uns unsinnig erscheint, zu glauben, dass die einschneidendsten Erlebnisse im Leben zufällig sein sollen. Wir suchen einen Grund, der unser Dasein in der Welt begründet, weil die Welt nicht dafür da ist, uns einen Gefallen zu tun.

Das Bezaubernde am Zufall ist, dass er Formen schafft und neue Formen erfindet. Wir bewegen uns in ihnen und mit ihnen, können ihren Sinn verändern und mit ihrer Hilfe Existenzen schaffen.

Oder Kunstwerke.

Der Zufall macht Dinge sichtbar, die oft unbemerkt bleiben, er bringt uns zum Staunen. Den Zufall zu leben heißt, sich für das zu begeistern, was uns keinen unmittelbaren Nutzen bringt, für das Unbekannte. *Es heißt nicht nur, zu staunen, sondern auch zu akzeptieren, dass man etwas daraus machen muss, die eigene Existenz aus diesem Geschehen ohne gerichteten Sinn heraus zu gestalten.*⁷

Oh, das hört sich gut an. So auch fürs Leben. Mit diesem Gedanken zeichne ich weiter. Mit meiner Zeichnung hat es nur partiell zu tun.

⁷ http://www.youtube.com/watch?v=BoB_VZE-AhUo, Sendung vom 15.10.2010, gesehen am: 18.5.2014

Am Telefon: (...) Seit halb vier. Jetzt ist es halb zwölf. Mit einigen Unterbrechungen. *Was hast du denn untergebrochen?* Ich lache...

Wie nervig diese Klogeherei. Weggehen, zurückkommen, weitermachen. Manchmal weiß ich gar nicht mehr, ob ich weg war, wenn ich darüber nachdenke. Alles verschwimmt.

Meditation.

Anstrengung.

Tusche. *Touché*.

Gerade waren viele Leute im Raum, auch bei mir, zu denen ich mehr oder weniger guten Zugang habe. Jemand wollte wissen: Was machst du da? Ungläubig. Ich denke sofort: Angriff! Ich fühle mich beobachtet, ignoriere sie teilweise, schau ab und zu hoch. Dann kommen die Fragen: Warum zeichnest du mit Tusche und warum nur so Striche und das muss ja ewig dauern und was ist das für eine Form und wie viel zeichnest du noch und ich würde das so lassen und so filigran auf der einen Seite und hier wieder nicht, durch die große Anhäufung.

Gegenfrage: Was denkst du darüber? Und es wird sehr lange geschaut und beobachtet, bevor eine Antwort kommt. Gut. Dann sind sie weg.

Jetzt ist es passiert: Ich zeichne, bin so tief in Gedanken, habe drei Tuschefässer offen vor mir auf der Zeichnung stehen, schiebe zwei mit meinem linken Handrücken weiter nach oben, mach irgend-eine Bewegung und bamm: Magenta fliegt um.

Das Fass bis zur Hälfte voll, ziemlich viel Tusche läuft, ich schaue, bin für Millisekunden gelähmt und geschockt, stelle schnell das Fass wieder aufrecht, merke, dass es Quatsch ist, hebe es hoch, stelle es hinter mich und suche Papiertücher, um den Fleck aufzuhalten. Ich bin mehr erschrocken als schockiert, erregt erfreut, Adrenalin steigt mir in den Körper. Magenta leuchtet sehr, dann fällt mir ein, dass es möglicherweise durch das Papier sickern kann, aber ich weiß schon, dass ich auch deshalb so ein starkes Papier gewählt habe, weil nichts durchsickern kann.

Muss kurz den Raum verlassen, Luft holen. Nein, ich ärgere mich nicht, insgeheim wusste ich: irgendwann, irgendwann ... Nur gerade habe ich am wenigsten damit gerechnet. So überhaupt nicht damit gerechnet. Einmal ist mir das passiert, ich fahr Auto auf einer schmalen Landstraße, finstere Nacht, genau auf meiner Seite kommt mir ein Mensch entgegen, ich auch in Gedanken, bin zu Tode erschrocken und fast in den Graben gefahren. So wie jetzt. Weiß nicht, warum mir gerade diese Situation einfällt.

Und alles sieht plötzlich wieder anders aus, nichts wird zur Routine! Neue Ausgangssituation.

Ich überlege, wie weiter. Schaue meine vielen bunten Papiertücher an, mit denen ich die Tuschekleckse aufsauge, wenn ich zu unvorsichtig mit der Feder umgehe, die Feder abputze oder eben Flecken aufwische. Sie sind wie Farbdokumentationen meiner Zeichnungen, ich finde sie wunderschön. Ich bin wieder bei der Zeichnung, halte das Gläschen in der linken Hand fest, zur Vorsicht. Erstmal. Das legt sich.

Wenn ich farbig zeichne, provoziere ich eine andere Unwegsamkeit. Die Farbe ändert alles, ich treffe andere Entscheidungen.

Heute kann ich schwer meine Gedanken fassen und formulieren, kann nicht über die Zeichnung nachdenken. Ein Knoten in meinem Kopf. Ich fühle mich trotzdem gelöst, freier. Es geht um mich, um die Einsamkeit beim Zeichnen.

Ausdauer. Ich überlege mir, so lange am Stück zu zeichnen, bis ich umfalle. Oder eben nicht mehr kann. Bis jetzt waren es erst sechs Stunden am Stück.

Es ist sehr hell draußen, bin ungewöhnlich früh da. Beobachte die Blätter und den Wind, starre irgendwohin und lass Zeit vergehen. Wenn ich hier vor meinem Blatt sitze und die Tuschefeder in der Hand halte, fühle ich mich sicher. Ich weiß, dass ich zeichnen werde, es einfach passieren lasse, und das Gute dabei ist, dass es keinen Plan dafür gibt. Niemand lenkt mich ab, ich bin neugierig, was passiert. Ich überlege und zeichne weiter mit Farbe.

Tanz in den Mai. Ich tanze mit meinen Strichen. Laute Musik, Türe nach draußen auf, ich lache laut. Gut, dass alle weg sind und mich niemand sieht. Ich komme rein ins Zeichnen, denke nicht an die Uhrzeit, obwohl ich hundemüde bin.

Es läuft ein elektronisches DJ-Set ohne Vocals. Auf einmal fängt eine Stimme an, etwas zu erzählen, ich verstehe nicht alles, versuche, genauer hinzuhören, kann mir nur Satzstücke merken, etwa wie:

nur ein einziges Mal auf allen Millionen Sternen ...

dann genügt es völlig, da rauszuschauen und glücklich zu sein ...

Hm, ich schaue hoffnungsvoll an die Decke, über mir ist ein Glasdach. Na ja, meine Zeichnung spiegelt sich darin und ich und alle Gegenstände aus meinem Blickfeld.

Selber Tag, ein paar Stunden später, habe etwas geschlafen. Es ist so schön draußen, bin aber zu schlapp, rauszugehen, ist so anstrengend. Habe Lust auf Menschen und auch wieder nicht. Sitze und schau erstmal. Ich überlege, ob mein gestriger Plan, auf der Zeichnung dort weiterzuzeichnen, gut ist. Ich will mehr Kontrast, mehr Hell-Dunkel-Abstufungen. Wenn ich so ruhig dasitze, merke ich erst richtig, wie müde ich eigentlich bin. Hab Lust auf Kaffee, aber keine Lust, Milch zu kaufen. Ich fange an.

Es gibt eine Künstlerin, deren Arbeiten mich sehr faszinieren, obwohl ich sie noch nie in echt gesehen habe; über die ich einen Text gelesen habe, der mich sehr anspricht. Weil einerseits die künstlerische Auseinandersetzung extrem anders ist, das Thema andererseits durchaus Parallelen aufweist. Es geht um Jorinde Voigt.

In ihren Tuschezeichnungen stellt sie die Linie in Verbindung mit Text dar, indem sie tatsächliche und fiktive Aktivitäten schematisiert. Dabei geht es um Studien, wie Windverhältnisse, Top-Ten-Pop-Charts, oder um Rotationen. Mit übereinander gelagerten oder sich verschlingenden Pfeilen und Linien kennzeichnet sie unaufhaltsame Veränderung. Diese tragen in sich ein Potenzial von Chaos und Ekstase, das jedem System innewohnt.

Der wesentliche Unterschied ihrer Arbeiten im Vergleich zu meinen ist das grundlegende Prinzip der Zeichenart: Es ist die Anwendung strikter Abläufe, Algorithmen und Fibonacci-Folgen, um Richtung und Anzahl der Linien festzulegen, die von einer Ursprungslinie ausgehen.

Zufall und Beharrlichkeit spielen eine große Rolle, das Netz der Linien zeigt den Vorstellungsraum der Künstlerin und verwandelt das Bild in eine visuelle Landkarte von Bewegungen verschiedener Elemente in der Zeit. John Yau, ein amerikanischer Essayist und Kunstkritiker, der den Text geschrieben hat, begreift die Arbeit, indem er grundsätzliche Fragen philosophischer Natur stellt:

Wie kann man angesichts all dessen, was um uns herum geschieht, die eigene Empfindsamkeit zu einem empfänglichen Bewusstseinszustand erhöhen? Wie akzeptiert man das unaufhaltsame Fortschreiten der Zeit, sogar während man versucht, zu enthüllen, was es bedeutet, in ihrem Fluss zu leben?⁸

⁸ Vgl., http://jorinde-voigt.com/blog/?page_id=2326, Voigt, Jorinde: Portfolio No28 II: Yau, John: Im Glutbecken des Sinnes, gesehen am: 15.4.2014, S.2

Diese Fragen finde ich so gut und essenziell, dass ich aufhöre, den Text zu Ende zu lesen, und anfangs, darüber nachzudenken.

Ruhe.

Fantastisch.

Später: Trompeten ganz leise aus dem Raum gegenüber.

Anwesenheiten.

Strudel im Strich.

Viel Energie, eine Trunkenheit im nahezu schon gruselig nüchternen Zustand.

Vor fast drei Jahren hatte ich ein eingehendes Erlebnis in einer Max-Weiler-Ausstellung in der Albertina. Stark im Gedächtnis ist mir der mittlere Teil dieser Ausstellung geblieben, diese imposanten Zeichnungen mit Tusche, viele Linien, Punkte, Striche mit dem Pinsel gezeichnet, starke Verdichtungen, die Natur abbildend.

Ich blättere im dicken Katalog „Max Weiler. Der Zeichner“, der damals zur Ausstellung erschien.

Wenn ich so zeichne, beschreibt Weiler: Das Blatt ist meine ganze Welt. Was sich auf ihm begibt, das ist das Wertvolle. Das ist die Vielfältigkeit und der Formenreichtum der Striche, die Häufung der Striche – wo sie am Blatt stattfindet, die Leere, wo sie am Blatt ist, ist alles von größter Wichtigkeit. Alles ist dargestellt.⁹

⁹ Weiler, Max: Der Zeichner, Albertina, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern, 2011, S.266

Ich höre die Musik und denke an Melodien zu meinen Strichen. Benannt hat Weiler die Zeichnungen nach dem, was er anscheinend gezeichnet hat: *Erde. Felsspalt. Schlucht. Vegetation.*

Nein! Das ist es doch gar nicht, wenn ich mir die Arbeiten ansehe. Alles, aber doch kein Waldbezirk, eben, oder doch ein *Waldbezirk*. Ist schon so, die Zeichnungen sind nach der Natur gebildet, doch sehen oder erkennen kann man alles andere auch.

Es war einer meiner intensivsten Museumsbesuche. Ab der Mitte der Ausstellung, sie war chronologisch aufgebaut, ab dort war ein richtiger Sog in mir, möglichst lang und innig zu schauen.

Ich habe viel von der Besessenheit in Weilers Werken gespürt und gut nachvollziehen können mit einem Gefühl, das mich mit Freude erfüllt.

Was eher unbeschreiblich bleiben sollte.

Im letzten Raum in einem Vitrinentisch, wie ein Sarkophag aufgebahrt, seine letzte Zeichnung. Er hat sie eine Woche vor seinem Tod gemacht. (Eine Woche! Mit 90 Jahren!)

Das hat mich sehr beeindruckt, fasziniert, ein starkes Anwesenheitsgefühl war spürbar. Das kleine Blatt Papier hat gestrahlt, ich bin traurig geworden, auf eine melancholische freudige Weise, diese bunten Wachsmalkreiden – die auch von einem Kind hätten sein können.

Es geht mir nicht aus dem Kopf: Wie soll ich meine Arbeit nennen?

Der Titel! Das Wort ist wie das Wort: Deadline. Überall. Besonders gut muss er sein, aussagekräftig, intelligent. Aber ich will keine intelligente Kunst machen, muss keinen Logarithmus berechnen und dann Linien setzen, die sich durch die Berechnung ergeben. Nein. Ich bewundere das, keine Frage, aber ich mache eben was anderes.

Echt schwer. Eben deshalb, da es keine Art von mir ist, zuerst einen Titel finden, dann dazu eine Arbeit machen. Erst Konzept, dann Ausführung.

weiß läuft schwarz davon
dancing turbulence
Neutronensterne und Weiße Zwerge
aus der Astronomie: Rote Riesen und Weiße Zwerge am Himmel
abgrundtiefschwarz und schneeweiß

An Zahlen habe ich gedacht und Buchstaben, finde ich zu langweilig.
Oder so: Tauri Elektra. Norela. Zetamisar. Lilin und Hysepahales.
Der Gehalt von Schweigsamkeit steigt. Nichts sagen. Tagelang. Sie sprechen eh für sich.
Ich könnte eine Geschichte erfinden. Warum nicht?
Ich war vorher im Naturhistorischen Museum und denke an die Meteoritensammlung, habe sie schon öfter angeschaut, jedes Mal entdecke ich etwas Neues. Unglaublich:

Geometrie fällt vom Himmel!

Bin begeistert, bleib ewig dort stehen und staune. In Eisenform aber so was von einem Würfel, rechte Winkel, Dreiecke, perfekte Formen. Diese Formen sind einfach immer schon da. Mal wieder sehe ich ganz klar, was ist. Ohne es beschreiben zu können. Man kann sich so gut mit den Ellenbogen auf den Rand der uralten hölzernen Vitrinen stützen und ganz nah hinschauen. Ich drücke fast meine Nase darauf, um noch näher zu sehen.

Gabonionta. Etwas entsteht. *Ältestes bekanntes vielschichtiges komplexes Leben mit koordiniertem Wachstum. Dreidimensionale Scheiben mit gewaltigem Rand und radialem Innenaufbau, bis zu*

17 cm groß. Das steht auf dem Täfelchen zu Gabonionta, daneben die Steinscheiben. Cooles Wort. Mit dieser Bedeutung.

Ah. Titel. Ich schau auf die Steine, sie sind auch echt cool und unglaublich alt, ich bilde mir ein, dass sie mir Energie abgeben.

Monoklin-prismatisch / TIRODIT; Dunn und Roy.

Oder: AKTINOLITH. Kirwan, rhombisch-dipyramidal.

Disko. Dolomit. Grönland. Es gibt dort die Diskoinsel, habe ich recherchiert.

Hm, ich überlege.

Ich klebe einen Kaugummi hinter mir an die Wand. Uuuuh, voll assi. Irgendwann mach ich ihn wieder weg. Aber ein bisschen lass ich ihn noch kleben.

Denke an früher, als ich noch mit dem Bus zur Schule in die nächste Stadt gefahren bin. Es war fast schon ein Sport, am Hauseweg an einer bestimmten Stelle einen Kaugummi auf die Straße zu spucken. Ein Gullideckel war dort, der hatte aber nur eine Alibifunktion und wurde nie aufmerksam angepeilt. Nach Jahren habe ich mich irgendwann gefragt, woher die weißen Flecken auf dem Boden kommen. Und nach sorgfältiger Analyse (oder nur genauem Nachdenken) ist mir das mit den Kaugummis eingefallen. Das Lustige war, meine Schwester hat das auch gemacht. Ich muss schmunzeln und denke an sie.

O. k., entspann dich! Bin auch echt selber schuld, dass ich dann noch alle nach ihrer Meinung fragen muss.

KRAUL MIR DEN PELZ, *BABY*. Ich freue mich. Einfach mal genießen. Sagen die Striche.

Echt, hallo Entscheidungen treffen, hallo Selbstvertrauen. Stell ich mir mal vor, ich müsste allen gefallen! Ne.

Bin motiviert. Und ich denke weiter an Geometrie. Manchmal habe ich Lust, einfach mit einem großen Pinsel da reinzugehen. Radikal in die Zeichnungen. Ich sollte das ausprobieren. Wenn ich einen Gedanken fünftausendmal von einer Waagschale auf die andere lege, wird er deshalb auch nicht an Gewicht verlieren oder sich umformen, dann komme ich doch nie zu einem Bauchgefühl.

Wie lustig, ich bin wieder bei der Zeichnung mit dieser Form wie eine Schlange, die ich zu lang gezeichnet habe. Aber ich habe ein ganz anderes Gefühl dabei. Wie war das mit der Zeit?

Zeit vergeht.

Ohne dass die Zeit vergeht?

Vor einem Dreivierteljahr habe ich mir aus einer Zeitung einen Artikel ausgeschnitten, der mir jetzt zufällig wieder in die Hände gefallen ist. Es geht um die Zeit im Zen und darum, dass sie als solche von sich heraus ständig weitergeht.

Als diese Bewegung ist sie paradoxerweise zeitlos.

Die Zeit vergeht also nicht!

So wenig, wie Feuer brennt oder Wasser an sich selbst ertrinkt. Zeit ist eine Existenzform, die man so oder so nehmen kann. Und Zeit und Zeitlosigkeit? Man kann sich die Gegenwart als eine Art Membran vorstellen, mal dicker, mal

dünn, zwischen Vergangenheit und Zukunft. Eine, die das Noch-nicht und das Nicht-mehr trennt. Vergangenheit, Zukunft, Gegenwartsmembran, alles Konstrukte.

Unbeholfene Kartografie eines nicht voll zu erfassenden Gebiets. Weder mehr noch weniger esoterisch als die Formel Zeit=zeitlos. Der Mensch glaub[t], die Zeit zu betrachten, doch die Zeit betrachtet den Menschen.

Es gibt Menschen, die sich Bilder ansehen und nichts Besonderes erwarten, eine gute Zeit haben, einfach so, weil sie es genießen, wie sich der Geist bewegt und zwischen Künstler und Betrachter eine Verbindung entstehen lässt. Und es gibt Menschen, die in diesem Moment nichts anderes als das Bild wahrnehmen, und es zu einem jener Momente des Lebens werden lassen, wo es kein Bedürfnis nach etwas anderem gibt.¹⁰

10 Vgl., <http://derstandard.at/1376535136435/Diethard-Leopold-Was-ist-Zeit-im-Zen>, 01.11.2013, gesehen am: 21.05.2014

Draußen kullert eine Dose, vom Wind getrieben. Ich stelle mir vor, etwas kullert über mein Papier, schwarz und hinterlässt Schwärze.

Ich trinke aus einer Plastikflasche, stelle sie hinter mich auf die Heizung. Schwarze Striche. Denke an nichts, an Größe, Form, Dichte. Bin konzentriert. Plötzlich knackt die Flasche hinter mir und ich erschrecke fast zu Tode. Schwarzer kleiner Fleck. Mist.

Pittoresk.

Ich halte dich auf dem Laufenden.

QUELLENVERZEICHNIS

1 Flusser, Vilém: Die Revolution der Bilder, Bollmann, Mannheim, 1995, S.8

2 Vgl., Heidegger, Martin: Die Kunst und der Raum. L' Art Et L' Espace, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 2007, S.12-13

3 Vgl., Liessmann, Konrad Paul: Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen, Paul Zsolnay Verlag, Wien, 2010, S.73

4 <http://www.arte.tv/de/philosophie-gefuehle/2235124,CmC=2727798.html>, Sendung vom 31.5.2009, gesehen am: 25.4.2014

5 Vgl., Wittgenstein, Ludwig: Das Blaue Buch. Eine Philosophische Betrachtung (Das Braune Buch). Suhrkamp, in: Ludwig Wittgenstein, Werkausgabe Band 5, 1984, S.268

6 <http://www.youtube.com/watch?v=Ox2rN-d80-4>, Sendung vom 20.10.2008, gesehen am: 25.5.2014

7 http://www.youtube.com/watch?v=BoB_VZEAhUo, Sendung vom 15.10.2010, gesehen am: 18.5.2014

8 Vgl., http://jorindevoigt.com/blog/?page_id=2326, Voigt, Jorinde: Portfolio No28 II: Yau, John: Im Glutbecken des Sinnes, gesehen am: 15.4.2014, S.2

9 Weiler, Max: Der Zeichner, Albertina, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern, 2011, S.266

10 Vgl., <http://derstandard.at/1376535136435/Diethard-Leopold-Was-ist-Zeit-im-Zen>, 01.11. 2013, gesehen am: 21.05.2014

Linda Berger

geboren 1980 in Aalen, Deutschland,
arbeitet und lebt als bildende Künstlerin in Wien.

www.lindaberger.com